

## Stadtplanung – eine überholte Disziplin?

Ein Gespräch zwischen Angelus Eisinger, Walter Prigge, Roman Horak und Siegfried Mattl<sup>1</sup>

MATTL: Städte sind wieder en vogue, heißt es im Folder zu dem von Ihnen, Herr Eisinger, organisierten Workshop »Stadt, Städtebau und urbane Öffentlichkeit«, der im Februar des Jahres am *Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften* in Wien stattfand. Aber die Wiederkehr der Stadt ist ja schon mehrmals angesagt worden. In den 80er Jahren konzentrierte sich die Theorie auf den Aspekt der Kommunikation und der Dichte, heute, so legte der Workshop nahe, debattiert man vor allem Investoren-Projekte. Dominiert damit das spekulative und global agierende Immobilien-Kapital auch den Diskurs ?

EISINGER: Tatsächlich stelle ich zum Thema Städtebau bei den Architekten eine Art ›Traumatisierung‹ nach 1970 fest und eine enorme Einkapselung in einzelne Objekte. Die Stadttheorien der späten 60er und frühen 70er waren entweder morphologischer Natur oder sie untersuchten nur die Beziehung verschiedener historischer Schichten von Bautypen und ließen die Soziologie der Stadt draußen. So ist dann auch das Urbane vergessen worden. Jetzt taucht die Stadt wieder auf. Die ökonomischen Prozesse der Globalisierung haben dies mit bewirkt.

Mattl: Aber wird nicht in der meistbesprochenen Literatur – denken wir nur an Mike Davis und seine Bücher über *City of Quartz* und *Ecology of Fear* – die Stadt als extrem segregierter Kontrollraum und Schauplatz von Katastrophen präsentiert?

PRIGGE: Los Angeles ist eben die paradigmatische postmoderne Stadt. So wurde sie beschrieben von Davis und von einer ganzen Schule mit Sitz in Kalifornien. Wir haben so viele Nachrichten über diese Stadt, weil da eine potente Fakultät sitzt, die sich daran gemacht hat, diese Phänomene zu analysieren. Es ist nicht falsch, wenn Davis hervorhebt, dass wir unter diesen Verhältnissen der segregierten sozialen Schichten Sicherheitsprobleme haben. Aber das trifft nicht nur die Stadt. Wir leben heute in einer Gesellschaft, die Sicherheit als einen wesentlichen Wert ansieht – eingebildete, diskursiv hergestellte oder auch reale Sicherheit. Man weiß, dass das auseinander fällt, dass also die reale Kriminalität in einer Stadt relativ niedrig, der Diskurs über Sicherheit aber sehr intensiv sein kann.

HORAK: Sind die L.A.-Szenarien also nur eine Fortsetzung universaler Stadt-Ängste, wie dies Hoffmann-Axthelm im Workshop behauptet hat?

Prigge: Wir, die Generation von 1968-70, waren ja die erste Generation, in Deutschland jedenfalls, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadt positiv gesehen hat. Vorher gab es eine lange Phase der Ablehnung der Stadt, die durch die Kritik an der modernen Stadtplanung befördert wurde. Die moderne Gesellschaft wurde durch die moderne Stadt symbolisiert, und diese Kritik, die in den fünf Jahren zwischen 1965 und 1970 ihren Höhepunkt erreichte, führte dazu, ein Recht auf Urbanität einzuklagen, gegen die Verhältnisse. In den 80er Jahren haben die postmodernen Architekten und Städtebauer diese Kritik übernommen und praktisch umgesetzt mit der sogenannten Reurbanisierungsstrategie.

Nun muss man zum Vorwurf einer kapitalistischen Reurbanisierung durch Investoren sagen: Das Kapital und Kapitalfraktionen – man hat fälschlich immer angenommen, dass die ohne Bezug zum Raum agieren – suchen heute wieder die Nähe zur Innenstadt und zur Zentralität. Saskia Sassen konnte zeigen, dass das Finanzkapital angewiesen ist auf einen breiten Gürtel von Dienstleistern oder Dienstleistungen, und dass sich daraus Beziehungen zwischen Produktions- und Dienstleistungsmilieus ergeben, die sich wieder an das Zentrum anbinden.

Horak: Aber gleichzeitig spricht die Kritik in diesem Zusammenhang von *Gentrifizierung*. Ein Paradox: Die 68er, wenn wir das salopp sagen dürfen, werten die Innenstadt auf, machen sie damit ungewollt wieder interessant für Kapitalgruppen, und werden postwendend von diesen Kapitalgruppen wieder aus der Innenstadt verdrängt...

Prigge: Man kann zynisch sagen, so ist eben die Entwicklung. Aber Modernisierung ist ja ein anhaltender Prozess und kein erreichter, endgültiger Zustand. Außerdem finden zwischen verschiedenen sozialen Praktiken, ökonomischen Arbeitsformen und sozialen Lebensstilen durchaus Austauschprozesse statt. Es gibt immer wieder eine Dynamik im städtischen Raum, die über die Zementierung der Verhältnisse hinausführt. Der andere Grund, den ich anführe, ist, dass gerade in diesen stadtherrschenden Bereichen, sagen wir im Umfeld der Bürohochhäuser und in gentrifizierten Vierteln, Bewegung in die Lebensstile gekommen ist. Architekten und Städtebauer müssen hier nacharbeiten und sich fragen, wie öffnen wir die Reurbanisierungs-Projekte? Wie kann beispielsweise ein Hochhaus gebaut werden, das eine gemischte Struktur aufweist, etwa durch Integration von Wohnungen mit Boarding-Systemen oder ähnliches. Das bezieht sich natürlich auf das oberste Segment des Marktes. Man kann sich aber auch andere Öffnungen vorstellen (wenn wir schon auf diese Hochhäuser nicht verzichten wollen oder können), dass man da auch eine öffentliche Bibliothek integriert. Bei *Sony* am Potsdamer Platz in Berlin ist eine Kinemathek integriert, und auch ein Museum für Film. Das ist ein Versuch; Medien liegen natürlich nahe bei *Sony*. Wenn man normale öffentliche Funktionen integriert, dann normalisiert sich auch die privat eingegrenzte öffentliche Nutzung,

dann haben wir eine Öffnung. Genauso liegen die Dinge potenziell bei den *Malls*, deren Abriegelung ja von Mike Davis wunderbar beschrieben worden ist – wie da Sensoren im Fußboden auf Turnschuhe anspringen und damit bestimmte soziale Kategorien erkannt werden, die da reinkommen. Für die Turnschuh-Kids ist das ja der einzige öffentliche Raum, die haben keine Autos, und wenn sie keine Autos haben, müssen sie in die *Mall*, denn auf der Straße kann man in Amerika nichts anfangen. Wenn nun zur *Mall* das Arbeiten dazukommt, der Sport sowie öffentliche Funktionen kultureller Art, und wenn dann noch ein öffentlicher Park dazu angelegt wird, dann verändert sich das zunächst private Objekt. Das spielt sich zwar alles im Augenblick auf einem ganz hohen Level ab, von Elitewohnungen und so weiter, aber man hat jetzt schon gesehen, dass beispielsweise eine amerikanische Verordnung gekippt worden ist, nach der Gewerkschaften in privaten *Malls* keine öffentliche Propaganda treiben durften. Der privat hergestellte öffentliche Raum, der auch privat kontrolliert wird, durch *Doormen* und so weiter, der wird sich durch diese städtischen Mischungen ändern.

Eisinger: Mich irritiert an der ganzen Diskussion, dass wir immer von *der* Stadt reden. Das ist ein unangemessen monolithischer Begriff. Auch die Frage der Mobilität des Kapitals müsste insofern differenzieren, dass der Typus Stadt, von dem wir bis jetzt gesprochen haben, eine global integrierte Stadt wie Frankfurt oder wie Los Angeles erfasst. Dort gibt es Segregations- und Gentrifizierungsprozesse, die sehr viel damit zu tun haben, dass sich eben Finanzdienstleistungen und finanziell überaus potente Beschäftigte dort ansiedeln und für die bestehende Strukturen oft große Herausforderungen darstellen. Sobald wir aber, so meine ich, dieses Städtetz verlassen, also von *Top-Shot*-Standorten eine Hierarchiestufe weiter runtergehen, dann beginnt die Standortkonkurrenz anders zu spielen. Auf diesem Level sind Investoren fähig, effektiv die Mobilität des Kapitals als Druckmittel bei Verhandlungen einzusetzen, fehlen den Vertretern der Öffentlichkeit auch die Erfahrungen und Fähigkeiten, in solchen Situationen gestaltend zu wirken.

Horak: Aber nimmt sich dann die neue Affirmation der Stadt nicht ein wenig ideologisch aus?

Prigge: Es gibt eine Geschichte des Einwirkens auf Investoren, in der es Erfolge und Misserfolge gibt. Das private Interesse kann auch ein positives Interesse für die Gesellschaft bergen, das heißt, es lohnt sich, als Planer, als Politiker, als Soziologe und so weiter lange mit Investoren zu diskutieren. Ich will denen jetzt nicht, sozusagen autoritär, Vernunft beibringen wollen, aber es gibt überlegenswerte Punkte, die ohnehin schon von ihnen kommen, weil sie nämlich ganz nah an den Bedürfnissen agieren. Wenn sie nicht nah an den Bedürfnissen von irgendwelchen Kategorien von Kunden sind, dann machen sie ihr Geschäft schlecht. Auf der anderen Seite: Die Vorstellung, dass wir den großen steuernden Stadtplaner oder mächtigen Stadtpolitiker haben, ist antiquarisch, die gehört ins Archiv.

Eisinger: Es geht nicht um eine Dämonisierung des Investors. Die Frage ist viel eher, was passiert in dem Moment, wo das tradierte Modell des Stadtplaners, der – stilisiert gesprochen – von der Öffentlichkeit den Auftrag bekommen hat, die ganze Stadt zu beplanen, antiquarisch geworden ist. Was passiert in dem Moment, wo strategisch ein Paradigmenwechsel stattfindet und man vernünftiger Weise – auch wegen der Tatsache, dass sich wirtschaftliche Prozesse grundsätzlich geändert haben – dazu übergeht, nur noch bestimmte Stadtteilgebiete zu beplanen und gleichzeitig die Kompetenzen abgebaut werden, auf das restliche Stadtgebiet einzuwirken. Ich habe den Eindruck, dies stellt für sehr viele Städte ein ziemlich großes Problem dar. In Zürich, einem im internationalen Kontext relativ glücklichen Fall, konzentrieren sich die Arbeiten des *Amtes für Städtebau* auf ehemalige Industriezonen, wo in kooperativen Planungsverfahren mit Investoren und Grundstückseigentümern verhandelt wird. Weitere Schwerpunkte bestehen in der Planung eines neuen Stadions oder in Studien über mögliche Standorte neuer Hochhäuser – Bereiche also, die hohen Investitionsbedarf haben und im internationalen Standortwettbewerb eine Rolle spielen können. Dabei geraten andere Stadtgebiete oft aus dem Blick.

Mattl: Wer sind denn dann aber die Subjekte der Stadtentwicklung ?

Prigge: Wir haben aktuell eine Umorientierung von der Flächenplanung zur Projektplanung. Die Verwaltung ist hier mit einem Projektmanagement konfrontiert, das sie in den 30 Jahren vorher nicht gekannt hat, weil sie nicht in Projekten, sondern in Flächen gedacht hat. Auf der einen Seite würde ich eben sagen, diese Projektorientierung hat die Verwaltung modernisiert, hat sie fit gemacht, überhaupt in Projekten mit zu denken und in Projekten zu handeln. So hat man Erfahrungen damit gemacht, wie private und öffentliche Hand neu zusammenkommen – mit allen ambivalenten Effekten, die wir auch als Verluste charakterisieren können. Planer oder Politiker haben nicht mehr alles in der Hand, sie müssen sich mit den Privaten auseinandersetzen. Berlin versucht nun noch einmal, den gesamten Stadtraum flächendeckend verdichtend in den Griff zu bekommen, indem man hier in puncto Höhe und Dichte sagt, bei 22 Metern ist Schluss. Aber Berlin ist ein Ausnahmefall, der gegenwärtige Stand des Städtebaus beruht sicherlich eher auf Fragmenten von großen städtebaulichen Körpern und Zentren. Es gibt außer *Privat-Public-Partnerships* heute keine potente Organisation, die noch dichten Städtebau betreiben könnte.

Mattl: Sharon Zukin allerdings meint, dass Partizipationsmöglichkeit ein Kriterium sei, um urbane Projekte auf ihre stadtkulturelle Qualität hin zu beurteilen.

Prigge: Große Projekte kann man nicht einfach autoritär in den Stadtraum reinsetzen. Es muss für die Öffentlichkeit begründet werden, warum es strategisch so wichtig ist, an dem und dem Ort ein Zentrum zu bauen. Die städtische Bevölkerung kann wahrscheinlich nicht viel anders als zustimmen, aber sie muss zumindest in eine Debatte über dieses Projekt und damit die Entwicklung der Stadt eingebunden

werden. Und das finde ich, bei aller Ambivalenz der Geschichte, positiv für den Stadtdiskurs.

Horak: Aber gibt es nicht auch eine neue Stadtpraxis der Bevölkerung? Ein Beispiel dafür wäre die Wiener Donauinsel, die zunächst einfach als Nutzbau ins Wasser gesetzt worden ist, durch die Bevölkerung aber neu- oder umdefiniert worden ist.

Prigge: Wir diagnostizieren gerade eine neue kulturelle Strategie der Betreiber von *Malls* oder *Entertainment-Center* – wir nennen sie den Las Vegas-Entwurf. Die glauben es sich nicht mehr leisten zu können, einfach nur eine Box hinzustellen und die Nutzung festzulegen. Die Architekten an solchen Projekten sind ja heute nicht mehr in erster Linie Architekten, sondern Szenografen, Filmer, Medienleute, die Atmosphären konstruieren. Ein italienisches Lokal muss vor allem so ausschauen wie eines in Napoli, und ein griechisches so wie eines in Athen und so weiter. Dieses szenografische Entwerfen von Atmosphären hat nun eine Besonderheit. Wir wissen es nicht genau: Gehört die Atmosphäre zum Raum und zu seiner Ausstattung, oder gehört sie zu mir als dem Subjekt, das die Atmosphäre empfindet? Schließlich spielen im Entwurf von Atmosphären Geschichten, persönliche und lokale Geschichten, also auch potenziell meine eigene Geschichte als Stadtbewohner, eine große Rolle. Die Kulturwissenschaft ist in der Beurteilung der szenografischen Atmosphären unentschieden, sie sagt, die Wahrheit liegt in der Mitte, der Entwurf kommt von beiden Seiten: von den Planern und von den Nutzern. Die Schwierigkeit, Atmosphären herzustellen, ist die: Ob die Szenografen das wollen oder nicht, sie müssen mit dem Subjekt rechnen, sie müssen den Nutzer als Mit-Produzenten von Raum anerkennen.

Mattl: Nun sind aber die Szenografen, sagen wir ein italienischer Restaurantbesitzer in Floridsdorf, nicht Idealtypen, sondern sie schmelzen ja das Zeichensystem im lokalen Kontext um. Was passiert da eigentlich?

Prigge: Ich glaube, der Hauptpunkt ist, dass da ein Produkt geliefert wird, entweder ein Kunstprodukt oder ein Architekturprodukt oder ein Stadtraumprodukt, dessen Bedeutung nicht festgelegt ist. Diese Produkte sind offen für Aneignung, die sind nicht programmiert in dem Sinne, wie Produzenten versuchen, ein Fernsehstück, einen Film oder ein Kunststück zu programmieren, obgleich auch hier, wie bei allen Waren der Kulturindustrie, eine Bedeutungsveränderung durch die Benutzer nicht ausgeschlossen werden kann. Die Moderne wollte im Familienmodell, im Haus und in der Wohnung eine Lebensweise vorprogrammieren. Sie hat das aber auch nicht geschafft – und hier habe ich große Sympathien für die modernen Minimalisten, weil sie zumindest diese Offenheit bejaht haben. Die lassen Raum für die Konstruktion von Wirklichkeit durch die Nutzer.

Mattl: *Malls* und ähnliche Einrichtungen sind aber keine Bühne, auf der man sich vereinbarungsgemäß präsentieren kann, sondern konflikträchtige Räume...

Prigge: Es gibt dieses wunderbare Beispiel, das John Fiske mitgeteilt hat, von den Jugendlichen, irgendwo in Australien, die jeden Donnerstag Abend in der lokalen *Mall* bis zum Exzess gesoffen haben. Die *Mall*-Betreiber haben zunächst die eigene *Security* geholt, dann die Polizei, aber diese Kids haben sich durchgesetzt. Da sieht man die Macht des Konsumenten, etwas durch Aneignung zu verschieben, sich durch Nutzung etwas anzueignen.

Mattl: Der neue Trend geht zur Bündelung von *Outlets* an Autobahnknoten, die den theatralischen Raum der *Malls* schon hinter sich gelassen haben...

Prigge: Und dann sind wir wieder bei einem anderen Stadtmodell. Wir haben mit Fachleuten, mit Investoren diskutiert, die in Warschau ein ganzes Stadtviertel aufbauen. Wir haben sie gefragt: Was ist denn der nächste Schritt, nach dem *Urban Entertainment Center*? Im Augenblick packt ihr die Zentren voll, noch komplexer als bisher, nicht nur mit Konsumtion, einem Kaufhaus als Anker, sondern ihr packt Arbeiten und Wohnen dazu. Wäre nicht der nächste Schritt, dass ihr dieses zentrale Ding, in dem Milliarden verbaut werden, auf den Stadtraum verteilt, also wieder dezentral organisiert? Die Antwort war: Das ist zwar noch nicht praktisch vorstellbar, aber denkbar. Die *Outlets* sind ein Schritt zur Dezentralität hin, ohne dass ein Zentrum den Maßstab der Stadt kaputt haut und rund herum alles brach fällt. Dann bewegt man sich auf ein anderes Stadtmodell zu. Wenn beispielsweise amerikanische Investoren nach Europa kommen, dann denken sie, sie müssen europäisch werden. Im Augenblick heißt das noch, dass sie einfach die *Mall* verstecken unter einer vier- oder fünfstöckigen Gründerzeitfassade, wie in Warschau. Aber das reicht ja nicht. Das merken diese Leute auch, sie kommen an die Grenze mit ihren Modellen. Das ist der Augenblick, wo *Cultural Studies*-Forscher, Stadtsoziologen, Geografen und andere Stadtplaner das Gespräch mit den Investoren und ihren Planern suchen und aufnehmen sollten.

Städte werden eben nicht durch Stadtregierungen gebaut – die Politik war früher der Gegner, mit dem das Gespräch gesucht wurde. Gebaut wird durch die privaten Besitzer von Grund und Boden. Wenn Investoren merken, dass *Malls* oder sonstige Zentren nicht mehr angenommen werden, dann wäre das der Augenblick, mit ihnen über neue Ideen zu reden. Deswegen müssen wir auch immer wieder neu und komplex denken. Wir müssen *Cultural Studies* hernehmen, stadtgeografische Untersuchungen oder Raumsoziologien wie die von Lefèbvre, um ihnen zu zeigen, was Raum und Zeit heute bedeuten, was sich verändert und welche komplexen sozialen Konsequenzen daraus für die Stadt hervorgehen. Aber es ist schon richtig: Vor 30 Jahren schien alles ein bisschen einfacher, da gab es nur Staat und Politik, heute ist der Markt als führende Macht hinzugetreten, mit der man sich auseinandersetzen muss.

Anmerkung

- <sup>1</sup> Angelus Eisinger ist Dozent für Volkswirtschaftslehre, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Planungsgeschichte am Departement Architektur der ETH Zürich. Derzeit arbeitet er an einer technikgeschichtlichen Habilitation zum Städtebau in der Schweiz 1940-1970. Walter Prigge ist Stadtsoziologe und stellvertretender Direktor der Stiftung *Bauhaus Dessau*. Zuletzt erschien Walter Prigge Hg., *Peripherie ist überall*, 1998; Walter Prigge u. Ernst Neufert, Hg., *Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert*, 1999; demnächst erscheint Walter Prigge, *Bauhaus und Brasilia, Auschwitz und Hiroshima. Weltkulturerbe im 20. Jahrhundert: Modernität und Barbarei*. Siegfried Matzl und Roman Horak sind Kulturwissenschaftler in Wien.